

Fastenpredigt am 10. April 2022
Zurzeit macht's keinen Spaß.
Doch die Freude am Herrn ist unsere Kraft!

Die Predigerin stellt ihrer Ansprache einen Text voraus aus „Die größere Hoffnung“ von Ilse Aichinger (1948)

Der Text erzählt von Ellen. Ellen ist ein Kind. Sie hat zwei „falsche“ Großeltern. Ellen ist Halbjüdin. In ihr kleines Leben schleicht sich Verlust um Verlust ein. Und über allem steht immer wieder diese „größere Hoffnung“ und das tiefe Blau.

„Was auch geschieht“, dachte Ellen. Sie hielt sich dicht an der Mauer. Wie oft war sie so gelaufen. Und hatte nicht immer jemand weit hinter ihr gerufen: „Bleib stehen! Lauf nicht so schnell, sonst fällst du! Warte, bis ich dich einhole!“ Jetzt rief es weit vor ihr. „Lauf schneller, lauf noch schneller! Bleib nicht mehr stehen, sonst fällst du, denk nicht mehr nach, sonst vergisst du! Warte, bis du dich einholst!“ Irgendwann musste man springen. Ellen wusste, dass sie keine Zeit mehr hatte. Sie wusste, dass sie bald springen würde. Es war alles ein einziger Anlauf gewesen, Vater und Mutter, der Konsul und Franz Xaver, der Kai und die englische Stunde, die Großmutter, der Oberst und die Einbrecher in dem verschütteten Keller, das tote Pferd, das Feuer am Teich und diese letzte Nacht. Ellen jauchzte leise. Noch einmal hätte sie es allen ins Gesicht schreien wollen: Es ist ein Anlauf, irgendwo wird es blau. Vergesst nicht zu springen! Es war ihr, als flöge sie zum letzten Mal auf dem alten Ringelspiel. Die eisernen Ketten krachten. Sie waren bereit, Ellen fliegen zu lassen. Sie waren bereit, zu zerreißen. Ellen lief gegen den Kai, gegen die umkämpften Brücken, Sie lief dem König Frieden auf seinem Kreuzweg nach. Niemand hielt sie mehr auf, niemand konnte sie aufhalten. Noch einmal hörte Ellen das grelle, erschrockene Schreien der fremden Soldaten, sie sah Georgs Gesicht über sich, heller und durchsichtiger, als es jemals gewesen war. „Georg, die Brücke steht nicht mehr!“ „Wir bauen sie neu!“ „Wie soll sie heißen?“ „Die größere Hoffnung, unsere Hoffnung!“

Ansprache

Krieg ist abstrakt. Krieg ist weit weg. Zumindest war er das gefühlt lange. Jetzt ist er da. Und hinter den Schlagzeilen, sind Menschen wie Yulia, Katerina oder Olena. Auch von ihren Geschichten erzählen die allabendlichen Nachrichten. Einige habe ich hier frei nach dem Zufallsprinzip herausgepickt.

Yulia ist ukrainische Studentin an der Universität Galatz. Als der Krieg begann, bekamen sie und ihre Schwester dort eine Wohnung zur Verfügung gestellt. Yulia spricht drei Sprachen und hilft selbst als Dolmetscherin und Freiwillige im Ankunftszentrum aus. Sie begleitet Familien zu den Checkpoints, gibt ihnen die nötigen Informationen, übersetzt oder vermittelt Unterkünfte. „Das ist das Sinnvollste, das ich mit meiner Zeit machen kann. Helfen!“, sagt sie.

Vor drei Wochen sind Katerina und Dmitro geflüchtet. Sie haben alles zurückgelassen. Auch ihre Eltern fliehen, zuerst in den Westen der Ukraine, dann nach Polen. „Es war die härteste Entscheidung meines Lebens. Wir mussten unser Zuhause verlassen.“, sagt Katerina. Ihre Freunde und Familie sind noch quer über die Ukraine verteilt. Viele wollen es an den Grenzen in der Ukraine oder am Land aussitzen, hoffen, dass alles bald vorbei ist.

„Darf ich mit dem Spielzeug hier spielen?“, fragt der kleine Wjatscheslaw schüchtern die freiwillige Helferin Sabrina am Hauptbahnhof Linz. Wjatescheslaw, Kiril und Jegor sind gemeinsam mit ihren Müttern Lena und Alina und einer Cousine in Linz angekommen. Die sechs sind zusammen aus der nordukrainischen Stadt Sumy geflüchtet. Drei Tage brauchten sie mit dem Auto hierher. Die beiden Mütter erzählen von schlimmen Erfahrungen in ihrer Heimatstadt: Leute werden auf der Straße erschossen, es wird viel gestohlen. Die letzten 20 Tage verbrachten die Frauen mit ihren Kindern im Luftschutzbunker, nach den ersten drei Tagen gab es keinen Strom mehr. Die Väter ihrer Kinder sind gerade in Mariupol.

Wie wacht man auf, wenn man weiß, heute verlasse ich meine Heimat – vielleicht für immer.“

Olga ist mit ihrer sieben Monate alten Tochter Melania nach Rumänien geflohen und nun in einer alten Schule untergebracht worden. Dort wurden Klassenräume zu Wohnungen umfunktioniert. Ihr Mann brachte sie zur Fähre.

„Ich will nicht neben meinen Kindern weinen. Ich muss nun nach vorne blicken – für meine Kinder und unsere Zukunft“, sagt Olena. Olena und ihr Mann sind mitten in einem Umzug als Odessa angegriffen wird. „Die Warnungen, dass ein Krieg kommen soll, nahm niemand wirklich ernst“, sagt sie. In der Nacht des 24. 2. hört sie

Bomben. Sie sind weit entfernt, aber sie schrecken sie aus ihrem Schlaf auf. Mit ihrem 11 Monate alten Baby ist Olena noch in der alten Wohnung geblieben. Als sie ihren Mann in den frühen Morgenstunden anruft, glaubt er ihr zuerst nicht. Doch dann ging alles sehr schnell. Sie packen alles zusammen, was in das Auto passt und fahren zur Tankstelle. An den Tankstellen mehrere Stunden Wartezeit. Ihr Mann darf noch ausreisen. Wie viele andere, möchte auch Olena in der Nähe der Heimat bleiben, um dann schnell wieder zurückzukehren. Jeden Tag telefoniert sie mit ihren Schwiegereltern, die zurückgeblieben sind.

So, und dann stehe ich da und sollte – im besten Falle – etwas Gescheides über die Stärke erzählen, die wir aus der Freude am Herrn schöpfen. Geht das überhaupt noch, nach allem, was wir Tag für Tag hören, lesen, sehen? Ich weiß es nicht. Ich weiß auch nicht, ob am Ende dieser kurzen Fastenpredigt etwas Ordentliches dabei herausgekommen ist. Aber ich fange einfach einmal an.

Beide Texte, die wir gehört haben – ein Ausschnitt ganz am Ende von Ilse Aichingers Roman „Die größere Hoffnung“ und auch die vielen kleinen Geschichten aus der Ukraine – sind für mich Hoffnungsgeschichten trotz allem. Das heißt nicht, dass sie automatisch glücklich enden. Aber irgendetwas ist da, das diese Menschen trägt.

Für Ellen ist es ihr aus der Verzweiflung geborenes Sehnen nach dieser Hoffnung, die größer sein muss als alle anderen Hoffnungen. Die stärker sein muss, weil sie mehr Leid und Angst und Tod aushalten muss, als je zuvor da gewesen sind. Es ist die Hoffnung darauf, dass irgendwo alles blau wird.

Blau, irgendwo wird irgendwann alles blau.

Vielleicht ist mir in der Vorbereitung auf heute auch deshalb gerade dieser Text eingefallen, durch den man Generationen von Schülerinnen und Schülern gejagt hat. Vielleicht war das ja meine innerliche „Hoffnungs-Trotz-Reaktion“ auf die Nachrichten von Kindern, die in Luftschutzbunkern kauern, von Vätern, die verschwunden bleiben, von Toten, die die leergefegten Straßen säumen. Und ja, ich gebe es zu: Ich schalte auch manchmal einfach um. Ich klicke ihn weg, den Krieg, das Sterben, die Angst. Aber vielleicht wird ja irgendwann und irgendwo alles blau.

Und dann frage ich mich: Was lässt diese Menschen eigentlich jeden Morgen aufstehen? Was lässt sie weitermachen? Oder anders gesagt: Was lässt Ellen am Ende auf die zerstörte Brücke zulaufen? Was lässt sie Anlauf nehmen und springen? Alles war ein Anlauf, heißt es dort. Und am Ende springt Ellen.

Ist das Leben ein einziger großer Anlauf, in dem wir Schwung holen für den Sprung über die aufgebrochenen Brücken? Die Brücken, die wir nur durch unsere Hoffnung neu bauen können?

Ich möchte Ilse Aichinger nicht unrecht tun. Sie war sicherlich keine christlich angehauchte Autorin. Und trotzdem hat für mich dieses letzte Bild auch irgendwie etwas Tröstendes. Am Palmsonntag würde man vielleicht sagen: etwas Österliches. Am Ende springt jede und jeder von uns. Wohin? Das wissen wir nicht. Wir hoffen, wir erhoffen es. Und wir vertrauen darauf.

Das Leben, alles, was dann hinter uns liegt, ist ein einziger großer Anlauf. Alles, was wir versuchen festzuhalten, was wir ordnen wollen, was uns gelingt oder auch nicht gelingt – am Schluss müssen wir es doch loslassen und springen. Ins Ungewisse hinein. Über die Brücke, die den Namen „die größere Hoffnung“ trägt, hinein ins Blau. Hinter so viel Hoffnung, hinter so viel Mut – denn es gehört absolut auch Mut dazu zu vertrauen und zu hoffen – da muss doch einfach etwas ungeheuer Kraftvolles stecken.

Wenn wir jetzt wieder zum Thema dieser Reihe von Fastenpredigten zurückkehren, dann wäre es wohl die Freude am Herrn, aus der wir unsere Kraft, unsere Stärke schöpfen. Wenn die Freude am Herrn nur nicht oft so schwierig wäre und so verstellt mit so viel Brimborium, dass man das Wesentliche fast nicht mehr zu Gesicht bekommt. Aber wahrscheinlich gehören zur Stärke auf der anderen Seite auch immer wieder der Zweifel und das Verzweifeln dazu. Wirklich stark ist etwas dann, wenn es das Zweifeln aushält.

Schauplatzwechsel. Nicht mehr Österreich in den 1940ern, sondern eben Europa, die Ukraine heute. Jetzt. Da ist Olena, das ist Katerina, da sind so viele. Wir sehen sie, wie sie loslassen. Wie sie ins Ungewisse springen. Sie flüchten. Da sind Angst, Trauer, Schmerz, Verzweiflung. Aber da ist auch Hoffnung. Da muss Hoffnung sein. Solange der Mensch lebt, hofft er. Und sie wollen ja leben. Weiterleben. Überleben. Es gehören so viel Furcht und so viel Stärke dazu, mitten in der Nacht alles, was geht, in ein Auto zu packen und loszufahren. „Wie wachst du auf, wenn du weißt, du verlässt deine Heimat vielleicht für immer“, fragt die Frau aus der Ukraine ihren Interviewer. „Ich kann nicht neben meinen Kindern sitzen und weinen. Ich muss nach vorne blicken“, erzählt da eine Mutter. „Darf ich mit dem Spielzeug hier spielen“, fragt der kleine Junge am Bahnhof in Linz.

Trotz aller Tragik, das sind Hoffnungsgeschichten. Warum bleiben denn manche mitten im Kriegsgebiet? Warum bleiben viele in der Nähe? Weil sie hoffen, dass

alles doch noch gut wird. Und mittendrin der kleine Junge, der das Spielen zum Glück noch nicht verlernt hat.

Jetzt könnte man sagen, Hoffnung ist etwas für hoffnungslose Weltverbesserer und Weltverbessererinnen. Vielleicht ist das ja so. Was aber wäre denn die Alternative? Da hoffe ich lieber. Hoffen heißt übrigens nicht, blindlings aber gut gelaunt ins Verderben zu rennen. Man kann hoffen und sehr klar sehen, in welcher Situation man sich befindet. Heute würde man das Prinzip Hoffnung wahrscheinlich zu den Coping-Strategien rechnen. Also in den Werkzeugkoffer packen, aus dem man schöpfen kann, wenn man mit Krisensituationen umzugehen hat. Das ist doch ein schönes Bild, dass wir immer diesen kleinen Koffer an Überlebensstärke dabei haben.

Bei der Hoffnung schließt sich für mich dann in gewisser Weise auch wieder der Kreis. Wir dürfen hoffen, weil wir – auch und besonders mit dem Blick auf Ostern – allen Grund zur Hoffnung haben. Aus dieser Kraft speist sich so vieles, das dann selbst wieder zur Antriebsfeder werden kann. Darum stellen Reiseunternehmen plötzlich Fahrer und Busse zur Verfügung und bringen damit Menschen in Sicherheit. Darum melden sich so viele Freiwillige, die dolmetschen, die den Weg zum nächsten Bahnsteig zeigen, die ein Lächeln schenken, einen Händedruck in Zeiten, in denen Distanz zur Normalität geworden ist.

Und nicht zuletzt, darum treffen sich 1500 Frauen, Männer, Kinder, Senioren am Dornbirner Marktplatz und setzen gemeinsam – schweigend – ein Hoffnungszeichen für den Frieden. Das macht man, weil da tief drinnen etwas hoffen will. Es hat viele Namen: Einfühlungsvermögen, soziales Engagement, Weltbewusstsein – oder auch Vertrauen, vielleicht auch Gott.

Natürlich muss man kein Christ, keine Christin sein, um zu helfen. Aber es hilft, daran zu glauben, dass da etwas ist, das auf den letzten Sprung die sichere Landung folgen lässt. Das ist, wenn man so will, für mich unsere größere Hoffnung. Und wer weiß, vielleicht wird ja irgendwo wirklich einmal alles blau.

Mag. Veronika Fehle
10. April 2022

Es gilt das gesprochene Wort!